

WIR SIND NIE MODERN GEWESEN

Eine Klanginstallation über Exklusionsmechanismen und Xenophobie im Neuen Frankfurt



2019 ist offizielles Bauhausjahr. Das Bauhaus wird 100 Jahre alt und damit auch die Idee des *neuen Menschen* sowie die großen architektonischen Versuchsanordnungen der Moderne für eine andere Stadtgesellschaft. Das nehmen wir zum Anlass, das Neue Frankfurt aus einer anderen Perspektive unter die Lupe zu nehmen: aus der Perspektive seines Scheiterns.

In Frankfurt besteht ein akuter Mangel an bezahlbarem Wohnraum sowie eine massive Verdrängung von einkommensschwachen Bevölkerungsschichten aus dem urbanen Ballungsraum. Das betrifft momentan maßgeblich die Randgebiete der Stadt, in welchen sich die Siedlungen des sogenannten "neuen" Frankfurts befinden. Ernst Mays Utopie, mit politischen Instrumenten sozialen Wohnungsbau zu schaffen, ist gescheitert.

Während die Gebäude unter Denkmalschutz gestellt und mit Sanierungsmaßnahmen aufgewertet werden, findet an der sozialen und politischen Praxis scheinbar niemand etwas Schützenswertes. Der zunehmende Existenzdruck, welchem die Bewohner*innen dieser ehemals linken Arbeiterviertel ausgesetzt werden äußert sich in Rassismus und Xenophobie und nicht zuletzt in steigenden Wahlerfolgen rechter Parteien.

Der Verdacht entsteht, dass wir nie wirklich modern gewesen sind.



Daten:

4 AKG Kopfhörer, 2 Soundkarten

4 Kramer Stühle

1 Schwarzetischplatte

[Mp3 Track, 32 Minuten im Loop](#)

Konzept, Recherche, Interviews und Umsetzung: Eleonora Herder

Inhaltliche Beratung und Recherche: Sebastian Schipper

Komposition: Jan Mech

Eine Produktion von *andpartnersincrime* in Zusammenarbeit mit dem Historischen Museum Frankfurt. Unterstützt durch die Theaterförderung des Kulturamts der Stadt Frankfurt.



Kontakt: lela@andpartnersincrime.org

Die Mieten sind um 1600 Prozent gestiegen

Das Historische Museum zeigt eine interessante Collage des Alltags in den Siedlungen des Neuen Frankfurt – doch der Blick auf die Wohnungspolitik ist einseitig

Am Togo-Weg und am Samoa-Weg wohnt heute niemand mehr. Die in der NS-Zeit nach früheren deutschen Kolonien umbenannten Straßen in der Ernst-May-Siedlung Westhausen tragen heute die Namen von Widerstandskämpfern. Die Mietergärten werden nur noch selten zur Selbstversorgung mit Obst und Gemüse genutzt. Auch architektonisch hat sich seit dem Bau der Siedlung in den zwanziger Jahren einiges verändert. „Wie wohnen die Menschen heute?“, fragt eine Ausstellung, die bis zum 13. Oktober im Historischen Museum zu sehen ist. Im Jahr des Bauhaus-Jubiläums gehen die Kuratoren der Frage nach, wie die Siedlungen des Neuen Frankfurt (1925 bis 1933) heute genutzt werden und was ihre Bewohner bewegt.

Die Ausstellung ist Teil des „Stadtfabors“ im Historischen Museum, das es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Bewohner der Stadt einzubinden und sie selbst sprechen zu lassen. „Alle teilen denselben Stadtraum, erleben ihn aber unterschiedlich“, sagt die Leiterin des „Stadtfabors“, Susanne Gesser. Auf einer Sommertour hat die Kuratorin Katharina Böttger im vergangenen Jahr 19 Siedlungen des Neuen Frankfurt besucht und Einblicke in mehr als 50 Wohnungen bekommen. Gemeinsam mit den Bewohnern hat sie Gespräche aufgezeichnet und Geschichten gesammelt. Entstanden

ist eine vielschichtige Collage, an der mehr als 40 Bewohner mitgewirkt haben. Die Ausstellungsarchitektur ist vier Wohnungstypen in den May-Siedlungen nachempfunden. An deren Wänden werden in einzelnen Kapiteln verschiedene Aspekte des Alltags in den Siedlungen aufgegriffen. Der Fotograf Jens Gerber hat beispielsweise die Spuren festgehalten, die Witterung und Pflanzen an den Häusern hinterlassen haben.

Ein Bewohner stellt seine Sammlung historischer Ansichtskarten zur Verfügung. Roswitha Vöhl hat die Baugeschichte ihres Hauses in Oberrad recherchiert und dokumentiert. Ein Modell des Abenteuerspielplatzes Wildgarten in der Heimatsiedlung macht Lust zu klettern und zu rutschen. Und die Künstlerin Hildegard Kammer zeigt, dass sie ihren May-Garten, dessen Gestaltung als Nutzgarten einst penibel vorgegeben wurde, zu einer „Freizeitoase“ mit einem Atelier und „Nasch-Obst“ gemacht hat. „Eine Erdbeere pflücken ist für mich Wellness und tut gut“, sagt sie. Ein alter Mietvertrag dokumentiert, wie viel eine Dreizimmer-Wohnung in der Heimatsiedlung 1955 wert war: genau 86,60 Mark. Die Urenkelin zahlt heute 687,65 Euro.

Vieles in der Ausstellung wirkt spielerisch und selbstgemacht. Aber auch professionelle Künstlerinnen wie Eleonora Herder, Lilly Lulay und Anna Pekala, die



Sie wohnen in May-Häusern: Die Fotografin Anna Pekala hat Bewohner der Siedlung Westhausen porträtiert.

Foto: Anna Pekala

Bewohner der Siedlung Westhausen porträtiert hat, wurden eingebunden. Herder hat ein Modell eines Wohnblocks in Praunheim angefertigt, hinter dessen

Fenstern Filme flimmern, sobald ein Smartphone davor gehalten wird. Dann zeigt der Blick durchs Fenster die Bewohner des Hauses beim Verrichten alltäglicher

Tätigkeiten. Herder ist außerdem mit einem Hörspiel der Frage nachgegangen, warum der Anteil der Bürger, die rechtsradikale Parteien gewählt haben,

in einzelnen Siedlungen hoch ist. Lulay legt in einer Videarbeit beschnittene Fotos von May-Siedlungen aus unterschiedlichen Zeiten übereinander und zeigt so den Wandel.

Etwas irritierend wirkt, dass die Initiatoren des Mietentscheids in der Ausstellung auf breitem Raum für ihre Sache werben dürfen, die Argumente gegen den Bürgerentscheid aber nicht genannt werden. Die Aktivisten wollen die städtische Wohnungsgesellschaft ABG verpflichten, ausschließlich geförderte Wohnungen zu bauen. Der Debatte hätte es nicht geschadet, wenn die Besucher der Ausstellung auch die Gegenargumente erfahren könnten: Gefahr von sozialen Brennpunkten, Vorhalten eines breiten Wohnungsangebots für unterschiedliche Bevölkerungsgruppen.

So muss sich das Museum den Vorwurf gefallen lassen, sich bedenkenlos mit einer Sache gemein zu machen. Wer es gewohnt ist, immer beide Seiten eines Themas zu hören, staunt über diese einseitige Position. Museumsdirektor Jan Gerchow sagt, das „Stadtfabor“ wolle nicht Stadtpolitik abbilden, sondern die „Stadt von unten“ zeigen. Der Mietentscheid sei ein „Grenzfall“, aber klar als Position der betreffenden Gruppe zu verstehen. Fragt sich nur, ob die Besucher der Ausstellung das auch verstehen. Eine faire und ausgewogene Darstellung sieht jedenfalls anders aus.

RAINER SCHULZE